

»1968« – Aufstand der Werte?

Kann man in der Bewegung von »1968« einen Aufstand der Werte sehen? Wer sich auf die Suche macht, in den Texten der Revoltierenden Sätze zu finden, in denen von Werten die Rede ist, wird selten fündig. Die Rede von Werten war zu tiefst ideologieverdächtig, sie war nicht progressiv, sie war eher ein Markenzeichen konservativer Denkungsart. Dabei konnten sich die Revoltierenden auf Herbert Marcuse beziehen, in dessen Thesen über den affirmativen Charakter der Kultur zu lesen war:

Unter affirmativer Kultur sei jene der bürgerlichen Epoche angehörige Kultur verstanden, welche im Laufe ihrer eigenen Entwicklung dazu geführt hat, die geistig-seelische Welt als ein selbständiges Wertreich von der Zivilisation abzulösen und über sie zu erhöhen. Ihr entscheidender Zug ist die Behauptung einer allgemein verpflichtenden, unbedingt zu bejahenden, ewig besseren, wertvolleren Welt, welche von der tatsächlichen Welt des alltäglichen Daseinskampfes wesentlich verschieden ist, die aber jedes Individuum »von innen her«, ohne jene Tatsächlichkeit zu verändern, für sich realisieren kann.¹

Das war 1937 im Exil geschrieben, 1965 neu publiziert und erreichte Ende der 60er Jahre eine Auflagenhöhe von über 1000 Exemplaren. Es hat in der Bewegung von »1968« keinen nennenswerten Werte-Diskurs gegeben. Man findet jedoch anderes, nämlich die Rede von Bedürfnissen, insbesondere unterdrückten Bedürfnissen oder durch Werbung manipulierten Bedürfnissen oder schlicht falschen Bedürfnissen. Man findet die Rede von Rechten, weniger von Menschenrechten, aber vom Recht auf Bildung und vom Recht auf Arbeit. Es gab auch Pflichten, an oberster Stelle die Pflicht zum Widerstand gegen Herrschaft und Unterdrückung. Darüber hinaus findet man die Rede von Interessen, Kritik, kritischem Bewußtsein und natürlich von Utopien.

1 Herbert Marcuse: Über den affirmativen Charakter der Kultur. In: Ders.: Kultur und Gesellschaft I. Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1965, S. 56–101, hier: S. 63.

Solche Befunde machen es nicht leicht, die Stellung der Bewegung von »1968« in den Wertedebatten in Deutschland seit 1945 aufzuklären. Offensichtlich ist der Wert von Wertedebatten den Akteuren nicht selbstverständlich gewesen. Die Diskurse der Revoltierenden waren zweifellos mit wertverdächtigen Termini bestückt, aber dies wurde nicht als eine Wertedebatte begriffen. Die Zumutung einer Wertedebatte kam von der anderen Seite der Barrikade, sei es als Kritik an unzivilisiertem Protestverhalten oder als Einforderung werturteilsfreier Forschung und Lehre an den Universitäten. Im Verweis auf Werte fürchtete man ein ideologisches Manöver der Herrschenden. Der hohe Ton, der anklingt, wenn von Werten die Rede ist, erinnerte daran, »wie sehr die idealistische Innerlichkeit mit der heroischen Äußerlichkeit verwandt ist«, und wie sie Marcuse zufolge »während der ideologischen Vorbereitung des autoritären Staates«² an Schärfe gewinnt. Versucht man, einen Bereich zu identifizieren, in dem der hohe Ton wertgeladener Diskurse bewußt angeschlagen und explizit gemacht wurde, so ist die wieder und wieder skandiierte Straßenparole »Hoch die internationale Solidarität!« das auffälligste Beispiel eines hochrangigen Wertbezugs der Achtundsechziger.

In diesem Beitrag versuchen wir uns der Frage nach einem Aufstand der Werte »1968« in zwei Schritten zu nähern. Zunächst ist zu überlegen, inwieweit »1968« eine Kohärenz hatte, die es erlaubt, diese Chiffre als Referenzpunkt in Anspruch zu nehmen. Anschließend wird der Wert internationaler Solidarität befragt.³

2 Marcuse, Über den affirmativen Charakter (wie Anm. 1), S. 94 f.

3 Der Verfasser war »1968« nicht unbeteiligt. Als Vorsitzender des Freiburger Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) 1965/66, als AStA-Vorsitzender an der Universität Göttingen 1968/69 und als Mitglied der Redaktion der Göttinger Studentenzeitschrift *Politicon* in den 70er Jahren hat er an Meinungsbildung und dem, was geschehen ist, mitgewirkt. Der Beitrag führt Überlegungen weiter, die bei verschiedenen Gelegenheiten vorgetragen wurden, so im Rahmen der Veranstaltungsreihe der Fachschaft Geschichte der Universität Freiburg im Wintersemester 1997/98 mit dem Vortrag: Protestbewegung, Scheinrevolution, Postmoderne Revolte? Nachdenken über »68« und: Der Beitrag von »68« zur Erosion des Ostblocks, Vortrag zum Kolloquium 2 x '68. Protest – Subversion – Institutionen in Ost und West, veranstaltet vom SFB 537 Institutionalität und Geschichtlichkeit an der TU Dresden, der Sächsischen Akademie der Künste, Zeitalter e.V. und der Friedrich-Ebert-Stiftung, 15. bis 17. Oktober 1998. Ein »Brief an die 68er« aus der Zeit der dementia transitoria findet sich in: Wolfgang Eßbach: 1989 ff. Fortschreibende Notizen zur Lage einer Nation. In: Welfengarten. Jahrbuch für Essayismus. 5/1995. Hg. v. Leo Kreutzer/Jürgen Peters. Hannover: Revonnah-Verlag 1994, S. 25–39. Ein längeres Interview mit dem Verfasser und seine Archivmaterialien sind zum Teil aufbereitet in: Michael T. Koltan: Der Freiburger SDS Mitte der 60er Jahre. In: Kassiber 10/1994, S. 2–8. und Kassiber 11/1994, S. 8–10.

Hat »1968« eine Identität?

Zehn Jahre nach der »Studentenbewegung«, wie sie in Deutschland genannt wurde, gab es noch kein »1968« und keine Achtundsechziger.⁴ Memoriert wurde das Jahr 1967. Bezugspunkt war der 2. Juni 1967, der Tod Benno Ohnesorgs, der Beginn der Blutspur, die die 70er Jahre durchzog. Das Gedenkjahr 1977 war zugleich der grausige Gipfelpunkt des Terrorismus der RAF, das Jahr der Morde an Siegfried Buchack und Jürgen Ponto, der Entführung und Ermordung von Hans Martin Schleyer, der Selbstmorde der Gefangenen der RAF in Stammheim. Von Hermann Lübke erschien »Endstation Terror – Rückblick auf lange Märsche«.⁵ Die Publikationen der Wortführer und Sympathisanten der Studentenbewegung thematisierten das Scheitern der Außerparlamentarischen Opposition und den Zerfall der Protestbewegung, oft verbunden mit einer Klage über den mangelnden Elan der Siebenundsiebziger, ihre Rückzugs- und Aussteigermentalität.⁶

Zeitgeschichtler haben noch nicht herausgefunden, wie sich die Chiffre »1968« durchgesetzt hat. Jedenfalls wurde sie 1988, 20 Jahre nach »1968«, memoriert. War es der Tod Rudi Dutschkes 1980, der Anlaß gegeben hat, nun das Jahr des Attentats auf Dutschke Ostern 1968 mit den anschließenden Osterunruhen als Bezugspunkt für das Ganze der Bewegung zu nehmen? Sollte die Verbindung 2. Juni 1967 und die Endstation 1977 vermieden werden? Immerhin hatte sich eine Terrorgruppe »2. Juni« genannt. Waren es die neuen Protestgruppen, die Bürgerinitiativen, die § 218-Kampagnen der Feministinnen, die Umweltgruppen, Hausbesetzer, Atomkraftgegner, Nachrüstungsgegner der End-70er und 80er Jahre, die sich von den alten gescheiterten Veteranen absetzen wollten, denen das Label »1968« entgegenkam? Waren es Sozialdemokraten, Liberale, konservative Autoren, die die Chiffre »1968« promoviert haben, um dem Anfang allen Übels einen Namen zu geben? War es die Übernahme einer internationalen Sprachregelung, die den Pariser Mai 1968 als Geschichtszeichen für das Gesamt der Proteste erwählt hatte und damit der bewundernswerten Fähigkeit der Franzosen, Symbole zu schaffen und in ihnen eine Erinnerung zu bewahren, eine Referenz zollte? Dies mag offen bleiben. Aber

4 Eine gute Übersicht zur Literatur bietet Wolfgang Kraushaar: Der Zeitzeuge als Feind des Historikers? Neuerscheinungen zur 68er-Bewegung. In: *Mittelweg* 36. Beilage. 6/1999–2000. Einschlägig sind: Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung. 1945–1980. Hg. v. Ulrich Herbert. Göttingen: Wallstein 2002; *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften*. Hg. v. Axel Schildt/Detlef Siegfried/Karl-Christian Lammers. Hamburg: Christians 2000. Die theoretischen Impulse von »1968« werden diskutiert in: *Die Phantasie an die Macht? 1968 – Versuch einer Bilanz*. Hg. v. Richard Faber/Erhardt Stöltzing. Berlin, Wien: Philo 2002.

5 Hermann Lübke: *Endstation Terror – Rückblick auf lange Märsche*. Stuttgart: Seewald 1978.

6 Vgl. Wolf-Dieter Narr: Vom Protest ins Private. Der Anfang und der Verlauf einer »Revolution«. In: *Die Zeit*, 14. 10. 1977, S. 29.

die Leistungsfähigkeit der Chiffre läßt sich beschreiben. Man kam weg von der düsteren Blutspur 1967–1977. Die Chiffre »1968« war offen für eine Romantik der Revolte, für Assoziationen von Aufbruch, für die helleren Seiten des Geschehens, eben den fröhlicheren »Mai 68«. Ich habe dies einmal die Vergemütlichung von »1968« genannt.

Meine These ist: die Achtundsechziger und »1968« als kompaktes Phänomen sind ein Produkt der 80er Jahre. Es entsteht in dieser Zeit so etwas wie ein Mythos »1968«, mit dem auch Generationen der Nachwachsenden insofern gequält wurden, als ihr politisches Engagement, am Veteranen-Mythos gemessen, notorisch abgewertet werden konnte. Ablesbar ist die Mythenbildung unter anderem auch an der erstaunlichen Vermehrung der Achtundsechziger. »1968« wurde zum Zuordnungspunkt für Ärzte, Pastoren, Unternehmer, Verwaltungsbeamte usw., die nun den Jüngeren, dann ihren Kindern offenbarten, sie waren damals irgendwie mit dabei, hatten auch protestiert. Die Mehrheit der Sozialdemokraten hatte die Verstoßung des SDS und SHB und den Radikalenerlaß vergessen und memorierte nun auch Willy Brandt als einen Achtundsechziger. Auch in der CDU und CSU outeten sich plötzlich Achtundsechziger.

In den 1980er Jahren wird »1968« auch zu einem Bezugsgeschehen für Wertedebatten. Die Chiffre »1968« wird mit einer grundlegenden Liberalisierung der Gesellschaft verbunden, bis hin zur eigentlichen Neugründung der BRD, zur Festigung des Wertebewußtseins nach Auschwitz. Zum Teil sind diese Einschätzungen in die Reden der ehemaligen Repräsentanten des Staates, des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker und der Bundestagspräsidentin Antje Vollmer, eingegangen und zu Paradigmen heutiger Zeitgeschichtsforschung geworden. In manchen Narrativen ist die Wertintensität dadurch abgeschwächt, daß die Chiffre »1968« als Signatur für strukturelle Orientierungsprobleme postadoleszenter Individuen in modernen Gesellschaften erhalten muß.

Mit dem Epochenbruch von 1989/90 rückt »1968«, nunmehr kompaktes Phänomen geworden, in eine neue Optik. Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der Satellitenstaaten des Ostblocks konnte »1968« als Teil der linken Bewegungen seit der Oktoberrevolution 1917 oder seit Marx in einem Abwasch mit abgewertet werden. Den inneren Differenzierungen zwischen westlich-undogmatischem Marxismus und Moskau-hörigen Linken war mit einem Mal der geschichtliche Boden entzogen. Der Anteil der libertären Ideen von »1968« an der Erosion des Ostblocks wurde marginalisiert. Die Neue Linke wurde der alten Linken zugerechnet.

Ein beliebtes Mittel, die Identität von »1968« zu sichern, war die Konstruktion von Generationen. Die Wochenzeitung *Die Zeit* nahm Botho Strauß' Essay *Anschwellender Bocksgesang* zum Anlaß, sich über einen neuen Generationskonflikt Gedanken zu machen: »Die 89er gegen die 68er«. ⁷ Hervorzuheben ist der Beitrag von Wolfgang Engler zu dieser Debatte, der neben Orthodoxen, Verfassungspatrioten und Revisionisten die »Kärner der Bewegung«, die wohl die nachträgliche Vermehrung der Achtundsechziger ausmachten, treffend charakterisierte:

In dem Bewußtsein groß geworden, daß eine Gesellschaft nie sozial genug sein kann, drangen die Absolventen der medizinischen, pädagogischen und psychologischen Studiengänge auf die Verwirklichung der Utopie vor Ort. Der bald darauf ins Werk gesetzte Ausbau der mittleren und unteren Etagen des Staatsgebäudes schluckte die Tränen vieler Aufstiegsaspiranten und besänftigte die schlimmsten Befürchtungen des ›Establishments‹. Die alte Einsicht, daß gegen den Staat gerichtete Revolten das Heer der Angestellten aufzustocken pflegen, erfuhr durch diese *Berufshumanisten* eine überzeugende Bestätigung. Von Kopf bis Fuß auf Sorge eingestellt, verkörperten sie die zum Perfektionismus, zur gedanklichen Vorwegnahme aller Eventualitäten neigende Mehrheitsmentalität der alten Bundesrepublik am reinsten. ⁸

Claus Leggewie empfahl den Neunundachtzigern, eine Jugendpartei zu gründen, und Heinz Bude psychohistorische Recherche richtete sich auf die depressiven Untiefen der Jahrgänge 1938 bis 1948. ⁹

Dem Gefühl, zwischen zwei Zeitaltern erwacht zu sein, hatte Reinhard Mohr in seinem Essay über die Achtundsiebziger Ausdruck gegeben und dabei auch Korrekturen hinnehmen müssen. Bernd Ulrich schrieb in seiner überwiegend wohlwollenden Rezension:

Keine angemessene Würdigung finden bei Mohr zwei Sieger der 78er, die die Gesellschaft heute teuer zu stehen kommen. Zum einen der Triumph der Abzockermentalität. Noch in den frühen Siebzigern waren große Teile der Bevölkerung mit unpraktischen Vorbehalten gegen die Entgegennahme von Staatsknete belastet. Sie taten alles, um den Gang zum Sozialamt zu vermeiden. Das war übertrieben und keiner hat das genauer und ausgiebiger erkannt als die 78er.

⁷ Vgl. Robert Leicht: Vom Bockshorn und vom Bocksgesang. In: *Die Zeit*, 07.10.1994, S. 1.

⁸ Wolfgang Engler: Der aufgeschobene Streit. In: *Die Zeit*, 04.11.1994, S. 63.

⁹ Vgl. Claus Leggewie: *Die 89er. Portrait einer Generation*. Hamburg: Hoffmann und Campe 1995; Heinz Bude: *Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938–1948*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1995.

Sie waren die erste Generation, die aufgrund virulenter Staatsfeindlichkeit keine Hemmungen beim Abzocken des sozialliberal expandierenden Wohlfahrtsstaates hatte; sie waren zugleich gebildet und selbstbewußt genug, um mit jedem Formblatt und jedem Beamten fertig zu werden. Als Absahner-Avantgarde trugen sie das Wohlfahrtsdenken weit über jedes wünschbare Maß hinaus.[...] Zum anderen das Singletum. Die 78er sind die ersten, bei denen das ›strukturell‹ verschwenderische Singleleben massenweise von der Lebensphase zur Lebensform wurde. Die Hälfte der Haushalte in Großstädten sind Single-Haushalte. Der gesellschaftlich prägendste Teil davon sind die 78er. Sie üben – sozial und räumlich flexibel wie sie sind – einen enormen Konkurrenzdruck auf dem Arbeitsmarkt aus und fühlen sich dabei immer als potentielle Opfer, weil sie allein sind.¹⁰

Das zweite Thema der 90er Jahre kreiste um die Frage, inwieweit die Verwahrlosung in Institutionen der Familie, Schule, Universität, im Bereich öffentlicher Ordnung wie zum Beispiel Vandalismus, Graffiti-sprayer, Gewalt in Schulen u. a. m., ihren Ursprung in Ideen und Praxis der Achtundsechziger gehabt haben. Die Lehrerin und Grüne Landtagsabgeordnete in Nordrhein-Westfalen Beate Scheffler hatte Ende Januar 1993 im Magazin *Der Spiegel* begonnen, über die Praxis von Erziehung, die dem Ideal des mündigen Bürgers gefolgt war, kritisch nachzudenken. Wenige Monate später mußte sie sich dagegen wehren, als Kronzeugin des konservativen Lagers gegen eine emanzipatorische Erziehung vorgeführt zu werden. Gegen Helmut Kohl, der in seiner Regierungserklärung die Ursachen für rechtsradikale Gewalt direkt aus den »Reformversuchen im Bildungswesen« herleitete, forderte sie:

Es ist an der Zeit, daß Linke und reformorientierte Menschen den Ball, den uns die Konservativen zuwerfen, zurückspielen. Die Erziehungsdiskussion ist *unsere* Debatte, in der wir den zukunftsweisenden Anspruch haben.¹¹

¹⁰ Reinhard Mohr: Zaungäste. Die Generation, die nach der Revolte kam. Hamburg: Fischer 1992. rezensiert von Bernd Ulrich: Wie das warme Messer durch die Butter. Reinhard Mohr entlarvt in seinem jüngsten Essay die Generation der 78er, eine Generation mit zu vielen Eigenschaften und zu wenigen Erfahrungen. In: Die Tageszeitung, 01.09.1992, S. 9.

¹¹ Beate Scheffler: Das ist unsere Debatte! Zur konservativen Suada gegen die Pädagogik der 68er. In: Die Tageszeitung, 22.06.1993, S. 10.

Seit dieser Zeit regeneriert sich das Thema bei gegebenen Anlässen in ritueller Form. So erschien nach dem Hilferuf der Lehrer der Berliner Rütli-Schule Ende März 2006 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* auf der Titelseite ein Beitrag von Berthold Kohler, in dem er »1968« für das Versagen der Schule bei der Integration von Immigrantenkindern verantwortlich machte.

Autorität an sich ist damals als ein (deutsches) Erzproblem identifiziert worden, wie überhaupt alles problematisiert wurde, als die ›Achtundsechziger‹ als Lehrer an die Schulen kamen. Sie säten auch im Bildungssystem jenen anti-autoritären Geist aus, der erheblich zur Schwächung und Verwahrlosung der Schulen beitrug, die jetzt (für wie lange?) die Öffentlichkeit schockieren. Die Anforderungen an die Schüler wurden zurückgenommen, die sogenannten Sekundärtugenden verunglimpft, Grenzen wurden, wenn überhaupt, nur noch weit gesteckt, der Autoritätsverlust, den manche Lehrer heute beklagen, gehörte für ihre Vorgänger zum Programm ihres gesellschaftlichen Befreiungskampfes. Zu den Kindern dieser Revolution zählen die Kohorten von kaum noch ›beschulbaren‹ Jugendlichen, die die Regeln des bürgerlichen Zusammenlebens schon deswegen nicht schätzen können, weil niemand sie ihnen beibrachte.¹²

Die Überschrift lautete: »Die Erblast von Achtundsechzig«.

So verschieden die Inanspruchnahmen von »1968« in den letzten 40 Jahren auch gewesen sind, »1968« ist heute mehr als zuvor eine kompakte Größe geworden, die für die verschiedensten Gegenwartsdiagnosen handliche Narrative bietet. Der Platz der Achtundsechziger für künftige Wertedebatten ist vermutlich auf Jahre hinaus gesichert. Um so wichtiger wird es, die historische Aufklärung oder, in den Worten Blumenbergs, die »Arbeit am Mythos« voranzubringen.

So wäre zunächst der Frage nachzugehen, inwieweit »1968« nicht eher ein Phänomen des Abschlusses einer Reformphase denn als Beginn zu interpretieren wäre. Die ursprungsmythische Selbstdeutung verstellt den Blick auf die längeren Linien historischer Prozesse. Aus heutiger Sicht könnte die Studentenbewegung den Endpunkt eines Strukturwandels darstellen, der Ende der 50er Jahre einsetzte und in dem Modernisierung und Liberalisierung in Politik, Gesellschaft und Kultur in der Bundesrepublik überall greifbar waren. Zwei Beispiele seien genannt. Nach den Bemühungen, den familiären Verwahrlosungen der Kriegs- und Nachkriegszeit durch Wiederaufbau einer traditionell orientierten Familienpolitik zu begegnen, setzten Ende der 50er Jahre Versuche ein, Abweichungen vom bürgerlichen Familienmodell

12 Berthold Kohler: Die Erblast von Achtundsechzig. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 06. 04. 2006.

in sexual-moralischer Hinsicht nicht mehr strafrechtlich zu sanktionieren.¹³ Die vielbeschworene sexuelle Revolution setzte Ende der 50er Jahre langsam ein. Man erinnert sich an die Debatten um §175 und den Kuppelei-Paragrafen.

Als zweites Beispiel sei die Hochschulreform genannt. Es wird viel zu wenig gesehen, daß die wichtigen Weichenstellungen zur Reform des tertiären Sektors des Bildungsystems ebenfalls Ende der 50er Jahre einsetzen. 1957 wird der Wissenschaftsrat gegründet, und es folgt ein rasanter Hochschulausbau wie nie zuvor in der deutschen Geschichte (Konstanz, Bielefeld, Bochum, Regensburg). Zu erinnern ist auch an die Studienreformvorschläge für die werdenden Massenfächer Germanistik und Soziologie, wie sie Karl Otto Conrady und Heinrich Popitz zu Beginn der 60er Jahre formuliert haben.¹⁴ Man müßte auch noch weitere Felder in diesem Bereich untersuchen. Der Fortschritt der zeitgeschichtlichen Forschung läßt ein Bild erwarten, demzufolge die entscheidenden Reformbewegungen Jahre vor der Studentenbewegung einsetzen.

Charakteristisch für diese Bewegung um 1960 war etwas durchaus neues. Es gab nicht nur die viel zitierte Generationskepsis, sondern – was oft übersehen wird – eine nicht abwertende Einstellung zu öffentlichen Konflikten. Gegenüber Gemeinschaftsideologien wurde anerkannt, daß in modernen Gesellschaften Konflikte existieren und daß Streit nichts schlechtes ist. Konfliktaustragung zu pflegen, Umgangsweisen mit Konflikten zu lernen, überhaupt Konflikte als etwas positives, dynamisches, den Wandel förderndes zu begreifen – das war Ende der 50er Jahre mit dem Nachlassen gemeinschaftlicher Ruhebedürftigkeit der Nachkriegszeit etwas neues. Ralf Dahrendorf hat daraus ein soziologisches Paradigma gemacht, das »Konfliktparadigma«.¹⁵ Diese neue Streitlustigkeit hat die Studentenbewegung aufgegriffen, radikalisiert, beschleunigt, übersteigert. Der Wert der Konfliktaustragung wurde bis zum Konflikt als Selbstzweck potenziert nach der Devise: Unruhe, Protest, Krawall ist die erste Bürgerpflicht.

13 Vgl. Sexualität und Verbrechen. Beiträge zur Strafrechtsreform. Hg. v. Fritz Bauer/Hans Bürger-Prinz/Hans Giese/Herbert Jäger. Frankfurt a. Main, Hamburg: Fischer 1963; vgl. Jürgen Baumann: Programm für ein neues Strafgesetzbuch. Der Alternativentwurf der Strafrechtslehrer. Frankfurt a. Main: Fischer 1968; Ute Frevert: Umbruch der Geschlechterverhältnisse? Die 60er Jahre als geschlechterpolitischer Experimentierraum. In: Dynamische Zeiten (wie Anm. 4), S. 642–660; Michael Kandora: Homosexualität und Sittengesetz. In: Wandlungsprozesse in Westdeutschland (wie Anm. 4), S. 379–401.

14 Vgl. Karl Otto Conrady: Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft. Reinbek: Rowohlt 1966. Das Buch enthält den Tabubruch einer Leseliste für Studierende der Germanistik, die wohl heute, 50 Jahre später, als Zumutung empfunden würde, wollte man sie durchsetzen. Heinrich Popitz: Universitätsreform als Studienreform [1966]. In: Ders.: Soziale Normen. Hg. v. Friedrich Pohlmann/Wolfgang Eßbach. Frankfurt a. Main: Suhrkamp 2006, S. 250–263.

15 Ralf Dahrendorf: Gesellschaft und Demokratie in Deutschland. München: Piper 1965, resümiert diese Tendenzen sehr schön.

Aus dem Blickwinkel der – nennen wir sie Achtundfünfziger – war »1968« überflüssig, mehr noch kontraproduktiv und destruktiv. Man wird sagen müssen, daß viele der reformerisch Aktiven, die um 1930 geboren wurden und die um 1960 die Bundesrepublik neu zu gestalten begonnen hatten, in der historischen Erinnerung heute von den Achtundsechzigern um ihren Ruhm betrogen worden sind.¹⁶ Wer die Konflikte der Studentenbewegung genauer untersucht, wird feststellen, daß es nicht in erster Linie Altnazis waren, mit denen die Achtundsechziger zu kämpfen hatten. Die durchaus noch reichlich vorhandenen Unterstützer und Sympathisanten des Nationalsozialismus hatten das Schweigen gelernt. In die Konfliktzonen mit den Achtundsechzigern gerieten in erster Linie junge, reformfreudige und konfliktfreudige Ordinarien mit neuen Ideen. In diesen Auseinandersetzungen entstand bei den Achtundfünfzigern eine lang nachwirkende Verbitterung. Sie hat nicht unwesentlich mit dazu beigetragen, die Identität von »1968« mit negativem Vorzeichen zu befestigen.

Zu einer realistischen Beurteilung dieser Zeit ist nur zu gelangen, wenn »1968« als Treffpunkt sehr heterogener und in sich widersprüchlicher Tendenzen genauer in den Blick genommen wird. Was heute als kompakte Größe gehandelt wird, war ein in sich zerrissener Haufen, sowohl was die Weltauffassungen, die Gegenwartsdiagnosen und die Wertentscheidungen betraf als auch die Performanz und Organisiertheit rivalisierender Strömungen, Meinungsführer, Minderheiten und lokaler Diversitäten. Ein wenig zeigt dies die Fraktionierung, die nach der Selbstauflösung des SDS 1970 zutage trat. Man denke nur an die Bandbreite der Zerfallsprodukte, grobgesagt von Joschka Fischer bis Horst Mahler. Die tiefe Verfeindung der Gruppen und Grüppchen war schon im Ansatz der Bewegung präsent. Zwischen Moskau-treuen und antikommunistischen Linken, zwischen Kirchentreuen und Atheisten, zwischen Nirwana-Suchern und Gewerkschaftslinken, zwischen hedonistischer und asketischer Subkultur, zwischen Etatisten und Anarchisten lagen solche Welten, daß nur ein als übermächtig vorausgesetzter Gegner und ein schneller Aktionsrhythmus die Engagierten zur zeitweisen Überwindung ihrer Spannungen bringen konnte.

Dies war in allen europäischen Ländern so, aber *new left* und *nouvelle gauche* konnten sich klarer von der traditionellen Linken absetzen als die Neue Linke in Westdeutschland. Während in Paris die *nouvelle gauche* über Jean-Marie Benoist' Schrift *Marx est mort*¹⁷ diskutierte, waren die Protestgruppen in Deutschland mit der Wiederaneignung altlinker Theoriebestände befaßt. Die Territorialisierung

16 Ich verweise hier auf die wichtige Forschung von: Dirk Moses: Die 45er. Eine Generation zwischen Faschismus und Demokratie. In: Die neue Sammlung 40/2000, S. 211–232.

17 Jean-Marie Benoist: *Marx est mort*. Paris: Gallimard 1970.

des Kommunismus in Deutschland und der Kalte Krieg zwischen der Bundesrepublik und der DDR hat die inneren Verfeindungen der Achtundsechziger noch verschärft.

Der Wert internationaler Solidarität

Die Akteure von »1968« haben sich als Teil einer weltweiten Protestbewegung gesehen. Dies Bewußtsein der Globalität hatte etwas enthusiasmierendes und war von daher schon den Reformern der End-50er Jahre, die innenpolitisch orientiert waren, zutiefst verdächtig. Die ersten Stunden eines Treffens vergingen oft mit der Verlesung von Grußadressen, Solidaritätserklärungen und Ermunterungsschreiben, meist als Telegramm aus aller Welt. Dabei waren die lokalen Bedingungen der Proteste höchst verschieden. Es handelte sich um Städte auf sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen Entwicklungsstufen unter sehr verschiedenen Regierungen mit differentem kulturellem Hintergrund. Aber im Verlesen der Solidaritätserklärung wurde für einen Moment die Ungleichzeitigkeit vergessen. Dieses Phänomen ist viel zu wenig untersucht. Es ging »1968« nicht nur um die Fragen, die in den Konflikten zwischen den liberalen Reformen der Endfünfziger und den radikalen Achtundsechzigern eine Rolle spielten: Ist Bonn Weimar oder nicht? Muß die Demokratie gegen den autoritären Staat verteidigt werden oder nicht? Waren die Notstandsgesetze völlig normal oder das Einfallstor für einen ganz neuartigen Faschismus?, das heißt im Kern um die Vertrauensfrage nach der Stabilität dessen, was man sich als Westdeutschland oder als Ganzdeutschland 20 Jahre nach der Niederlage des Deutschen Reichs wünschte. Darum ging es auch. Aber es ging ebenso sehr um den Eintritt in eine globale, in einem noch zu klärenden Sinn massenkulturelle, medial vermittelte postmoderne Welt und ihre Konflikte, die mit den Parametern des 19. Jahrhunderts immer schwerer zu begreifen waren.

Die Protestbewegung hat nicht in Deutschland begonnen. Sie setzte früh in Japan ein, im Anschluß an die Unruhen um die Revision der Polizeigesetze 1959 / 60. In den USA bildete die Reaktion auf die Ermordung John F. Kennedys 1963 einen Anfang, und 1964–1966 hatte das *movement* in den USA schon einen ersten Höhepunkt, als in Berlin 1966 die Unruhen begannen. *Go in, sit in, teach in* sind amerikanische Erfindungen. Das Ende der Höflichkeit, der dezivilisierte rüde Ton, in den die begrifflichen Höhenflüge der Gesellschaftskritik abstürzen konnten, war zuerst in den Songs der angelsächsischen Popkultur zu hören. Für die internationale Solidarität gab es ein massenkulturelles Unterfutter. Der Einfluß der Musik ist gar nicht hoch genug einzuschätzen. Man könnte vielleicht sagen: mit »1968« ist die alte

Bundesrepublik Deutschland in einem Westen angekommen, der auch nicht mehr der alte Westen war, auf den Generationen von deutschen Liberalen und Linken seit dem 19. Jahrhundert neidvoll geschaut haben. Das große Integral der globalen Gleichzeitigkeit war der Kampf gegen den Krieg der Amerikaner in Vietnam. Und ich denke, dafür könnte die Bezeichnung »Aufstand der Werte« passen.

Mit Blick auf die Internationalität lassen sich nun zwei thematische Verdichtungen erkennen: eine politische Verdichtung und eine theoretische Verdichtung, die beide das moralische Empfinden tief berührt haben. Die politische Verdichtung war der Kampf gegen den Vietnamkrieg; die theoretische Verdichtung war die Deonstruktion des dogmatischen Kommunismus. Die internationale Bewegung der End-60er Jahre richtete sich politisch gegen den Westen und theoretisch gegen den Osten. Diese Struktur hat zur Folge gehabt, daß der theoretische Westen, das heißt die westliche Philosophie der Menschenrechte, und der politische Osten, das heißt die sowjetischen KZ's, an die zweite Stelle rutschten. Sie wurden später thematisch. In Frankreich erst 1973, in Deutschland etwa 15 Jahre später.

Daß es zuerst politisch gegen den Westen ging, resultiert aus der gegebenen handlungsrelevanten Sequenz der Vergangenheitsbewältigungen der Nachkriegszeit, die sich auf die drei Modernitätskatastrophen des 20. Jahrhunderts bezogen. Intellektuelle haben nach dem Zweiten Weltkrieg gewußt, daß der Archipel Gulag, Auschwitz und Hiroshima Wirklichkeiten sind, die zusammenhängen und die an die Spitze aller ethischen Reflexionen gehören. Die Frage war nur, wie dies ausgeführt werden konnte. Das Reden über die eine Katastrophe war stets in Gefahr, die anderen zu verharmlosen. Die Reihenfolge der politischen Verarbeitungen ist bekannt. Das historisch jüngste kommt zuerst, weil es zeitlich nahe liegt und nur hier noch gehandelt werden kann. Die Anti-Atom-Bewegung, die Kubakrise, das Wettrüsten, die Napalm-Bomben über Vietnam: diese Erfahrungen und Proteste machten sich am Geschichtszeichen »Hiroshima« fest. Hier lag der praktische Vorrang für die radikale Linke. Die breitere, öffentliche Thematisierung der NS-Verbrechen kam als späteres Bildungselement hinzu. Mit dem Auschwitzprozeß 1963 setzte der Rhythmus der Aufarbeitungen der NS-Vergangenheit und die Sorge um ihre Wiederkehr ein. Zehn Jahre später erfolgte in Frankreich und mit deprimierender Verspätung sowie mit einer durch den Historikerstreit verstellten Optik in Deutschland die Auseinandersetzung mit Solschenizyn und die breite, öffentliche Thematisierung des Archipel Gulag.¹⁸

18 Das eisige Schweigen der westdeutschen Achtundsechziger zu Solschenizyn haben nur wenige gebrochen. vgl. Die Sowjetunion, Solschenizyn und die westliche Linke. Hg. v. Rudi Dutschke/Manfred Wilke. Reinbek: Rowohlt 1975. Der Band hat eine westdeutsche Solschenizyn-Diskussion in der Linken nicht auslösen können, lediglich der Beitrag von Fritz Vilmar, der eine Kritik der »Parteihochschule Marburg«

Zur antiwestlichen Politik

Bei den Revoltierenden waren mit der Bezeichnung »Westen« keineswegs nur schöne Dinge verbunden. Hervorhebenswert an der westlichen Schutzmacht USA waren ihr juristisch geschützter Rassismus, das heißt die formell gleichen, aber praktisch getrennten Rechte für Weiße und Farbige, der politische Mord an Reformern wie John F. Kennedy, vor allem aber die Unterstützung jedes noch so verbrecherischen Regimes auf der Erde, wenn es sich nur bereit erklärte, »prowestliche« Politik zu machen, das heißt militärische Stützpunkte der USA oder der Nato einzuräumen, die Ausbeutung der Rohstoffe zu dulden und die Opposition des jeweiligen Landes, wenn sie Landreformen, Gesetze gegen Kapitalflucht oder Meinungsfreiheit forderte, effektiv zu unterdrücken.

Der europäische Westen war in den 50er und bis in die 60er Jahre hinein damit befaßt, seine letzten Kolonialkriege zu führen, und die öffentlich diskutierte Frage, ob Völker »reif« für die Demokratie seien, indizierte, daß in westlicher Perspektive die eigenen Werte für andere mehr okkasionell als prinzipiell gelten sollten. Daran, daß Gamal Abd el Nasser 1956 vom Westen als neuer Hitler gebrandmarkt wurde, weil er (gegen Entschädigung und bei Garantie freier Schifffahrt) den Suezkanal verstaatlichen wollte, konnten sich die älteren Achtundsechziger noch gut erinnern. Die grausame Gewalt des französischen Algerienkrieges fand vor der Haustür statt. Jean-Paul Sartre prophezeite:

Eines Tages wird sie (die Gewalt W. E.) in Metz ausbrechen, am nächsten Tag in Bordeaux. Sie ist hier ausgebrochen, sie wird dort ausbrechen wie bei jenem Spiel, wo einer dem anderen unbemerkt einen Gegenstand zusteckt. Jetzt werden wir Schritt für Schritt den Weg gehen, der zum Eingeborenenstatus führt.¹⁹

enthielt, führte zu wütenden Protesten der Kritisierten. Zum Beispiel von Wolfgang Abendroth: Ich wehre mich...nützt der PARDON-Artikel von Fritz Wilmar den Reaktionären? In: PARDON. Satirische Zeitschrift 4/1974, S. 24–25; vgl auch Fritz Wilmar: Parteihochschule Marburg oder darf man die DKP noch kritisieren. In: DAS DA. 9/1975, S. 2–3. Grundlegend zur Solschenizyn-Debatte in Deutschland und Frankreich ist: Ulrike Ackermann: Sündenfall der Intellektuellen. Ein deutsch-französischer Streit von 1945 bis heute. Stuttgart: Klett-Cotta 2000.

¹⁹ Jean-Paul Sartre: Vorwort zu Frantz Fanon. Die Verdammten dieser Erde (1961). Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1966, S. 24.

Die Gewalt der von den Revoltierenden begrüßten Dekolonisation, – das heißt »die Waffe des Kämpfers ist seine Menschlichkeit«²⁰ – richtete sich zuletzt auf die Psychostruktur der Macht des Westens. »Durch eine blutige Operation wird der Kolonialherr ausgerottet, der auch in jedem von uns steckt.«²¹

Die diese Kriege übergreifende dynamische Konstellation war das atomare Wettrennen zwischen den USA und der Sowjetunion. Die im Westen diskutierten Szenarien für den dritten Weltkrieg, in dem so etwas wie ein »Sieg« oder eine »Niederlage« bereits in den ersten Stunden der Atomschläge und Gegenschläge überhaupt nicht mehr phantasierbar waren, sind historisch unschätzbare Quellen für den auch bei westlichen verantwortlichen Politikern und Militärs damals möglichen Irrsinn, von dem junge CDU-Politiker heute nur durch die Gnade der späten Geburt entlastet sind. Bundesdeutsche, den Westen verteidigende Politiker, die ernsthaft behaupteten, im Fall eines Atomschlags solle man sich flach auf den Boden legen und sich dabei die Aktentasche über den Kopf halten, wurden nicht in die Psychiatrie eingewiesen. Sie symbolisierten die unbedingte Westorientierung nach der Devise »Lieber tot als rot«. Im konservativen Regierungslager war auch in den 60er Jahren der deutsche Verzicht auf eigene Atomwaffen keineswegs unumstritten.

An zwei, zeitlich nahe beieinander liegende Exempel antiwestlicher Politik der Revoltierenden sei kurz erinnert, weil sie die Vermischung der internationalen Referenzen deutlich machen: den Militärputsch vom 21. April 1967 in Griechenland und den Besuch des Schahs von Persien am 2. Juni 1967 in Berlin. In Griechenland versuchte König Konstantin, dessen Militärpolitik von den USA geschätzt wurde, durch manipulative Verschiebungen von Neuwahlen einen Wahlsieg des populären, amerikaerfahrenen ehemaligen Wirtschaftsprofessors aus Berkeley Andreas Papandreou zu verhindern, der für Reformen, eine andere Zypernpolitik und eine demokratische Kontrolle des Militärs eintrat. Als letztes Mittel zur Verhinderung der Wahl plante der König einen Putsch. Ebenso lag im Rahmen der Nato der Prometheus-Plan bereit, im Fall einer Machtübernahme von »Kommunisten« auch einen militärischen Staatsstreich durchführen zu lassen. Die Diskussionen um die Rolle der Amerikaner bei dem dann wirklich gewordenen Putsch der Obristen, in dessen Folge viele griechische Studierende auch nach Deutschland flohen, haben die antiwestliche Politik der Achtundsechziger nur bestärkt. Man konnte damals den USA nur dankbar sein, daß sie gegen die Exekution von Papandreou intervenierten, eine Gnade, die Salvatore Allende 1973 in Chile versagt wurde. Der Schah von Persien, der wenige Wochen später, am 2. Juni 1967 in Berlin empfangen wurde,

20 Sartre, Vorwort (wie Anm. 19), S. 18.

21 Sartre, Vorwort (wie Anm. 19), S. 20.

war 1953 – wie *ZEIT*-Leser erfuhren – durch Maßnahmen des CIA als Diktator an die Macht gekommen.²² Sein Vorgänger Mossadegh hatte es gewagt, 1951 die Ölindustrie zu verstaatlichen. Die Teheraner Bus- und Taxifahrer, die 1953 »Nieder mit Mossadegh!« rufend, den Mob zu den Demonstrationsorten transportierten, winkten stolz mit grünen Dollarnoten, die sie für ihren Job bekommen hatten. »Jubelperser« waren dann auch in Berlin präsent, als der Schah 1967 vor der Berliner Oper (gespielt wurde Mozarts Zauberflöte) mit Protesten konfrontiert war. Die »Jubelperser« durften unbehelligt durch die Berliner Polizei mit den Lattenstangen ihrer Transparente auf die Anti-Schah-Demonstranten einschlagen, bis die Beamten vom Dienst, deren Wut durch das lange Warten aufgestaut war, mit den bekannten tragischen Folgen die Arbeit der Perser übernahmen.

In der Mehrheitsmeinung in den Ländern westlich der BRD galten Vorgänge wie diese nicht als Ruhmesblätter der freien Welt. Sie wurden auch nicht bestritten. Aber sie begründeten nie ernsthafte Systemzweifel. Stabile rechtsstaatliche Demokratien sind vielleicht auch deshalb stabil, weil sie eben keine prinzipiellen Demokratien sind. Sie sehen den nationalen Egoismus und die universalisierten Normen schon deshalb a priori in Harmonie, weil sie es sind, die es so sehen. Sie können auch damit leben, daß andere das ganz anders sehen. Die Schärfe der antiwestlichen Politik der Achtundsechziger zog ihre Leidenschaft jedoch nicht allein aus der Empörung über politische Skandale und Verbrechen des Westens, sondern ebenso aus einer seltsam überhöhten Idealisierung von »Demokratie«, die von den herrschenden Eliten in Westdeutschland weitgehend mitgetragen und mitgefördert wurde. Parteien, Öffentlichkeit und Schulen verbreiteten eine Reeducation-Ideologie des »mündigen Bürgers«, deren unpolitische Substanz mit jeder politischen Wirklichkeit in Konflikt geraten mußte. Schließlich war die Ausbildung und die Radikalität antiwestlicher Politik durch die Revoltierenden in den 60er Jahren auch der Unprofessionalität und Inkohärenz des Mediensystems in Westdeutschland geschuldet. Traditionelle Propaganda und moderner Journalismus lagen noch im Streit. Die »politische Wirklichkeit« war noch nicht so kohärent gemacht, wie dies im heutigen operativ geschlossenen System der Medien der Fall ist. Differenzenerfahrungen von überhöhtem Anspruch und gebrochener Information über die Wirklichkeit hatten große Chancen aufzuspringen und konnten praktisch gesehen dem westlichen System als Ganzem negativ angerechnet werden.

22 Vgl. Die Zeit, 06. 05. 1966.

Wenn es eine positive Westorientierung der westdeutschen Achtundsechziger gegeben hat, so konzentrierte sie sich auf die linken Oppositionen in den westlichen Ländern, die die Fehler ihrer Regierungen anprangerten. Die Hartnäckigkeit, Vehemenz und Kreativität der Revolten in den USA, Frankreich und England wurden dabei besonders bewundert.

Postmoderne Dekonstruktion des Kommunismus

Praktisch gegen den Westen und dazu theoretisch gegen den Osten – wo man auch anfängt, »1968« zu untersuchen, in allen Ländern sind es abtrünnige Kommunisten, Dissidenten, aus den kommunistischen Parteien ausgeschlossene oder mit ihr im Streit liegende Intellektuelle, die organisatorische Kerne, Kleinstgruppen und Sekten bilden und darin Modelle erarbeiten, die sich dann Jahre später massenhaft verbreiten. In der Propagandasprache des sowjetischen Weltkommunismus sind es ›Trotzkisten‹, ›Anarchisten‹, ›Linkssektierer‹, ›Utopisten‹ usw., in jedem Fall Abweichler von der Linie der Partei. In vielen außereuropäischen Ländern wollten sich die Oppositionellen von der Funktionalisierung ihrer Politik für die nationalen und imperialen Interessen der Sowjetunion freimachen. Der kurze Erfolg des Maoismus, des Titoismus, die Schwärmerei für den klimatischen Zauber der kubanischen Revolution – all dies hat Sinn gemacht, weil damit die monolithische Struktur des Weltkommunismus aufgebrochen werden konnte. Positives hatten die diversen nationalkommunistischen Moskau-abtrünnigen Regime, die als Bezugsgrößen ins Spiel kamen, kaum zu bieten. Mit dem Zerfall des Zentrums sind auch sie zerfallen.

Die Desillusionierung der anti-imperialistischen Romantik war freilich bisweilen schmerzhaft. Der Vietcong war für die Revoltierenden auch so etwas wie der edle Wilde im 18. Jahrhundert, und viele Achtundsechziger schwiegen sehr beredt, wenn es um die abscheulichen Massaker ging, die nationalrevolutionäre Befreiungsfronten, wie zum Beispiel die Roten Khmer und die international gesuchten Kriegsverbrecher des Pol-Pot-Regimes, verübten. Wo die Funktion der revolutionären Dritte-Welt-Bewegungen für die Dekonstruktion des Weltkommunismus nicht gesehen wurde, hat sich die internationale Solidarität in einen reimportierten Nationalismus verkehrt. Régis Debray und Günther Maschke, die dem Ruf Che Guevaras gefolgt waren, verstärkten nach ihrer Rückkehr aus Lateinamerika das rechtsintellektuelle Lager in Frankreich und Deutschland.

Folgenreicher ist die auf internationaler Solidarität beruhende theoretische Seite der Dekonstruktion des Sowjetimperiums und seiner Ideologie. Zwischen den sowjetischen Dissidenten und europäischen Linksradiakalen gibt es seit den 50er Jahren Verbindungen. Nur ein Beispiel: Boris Pasternaks 1955 fertiggestellter Roman *Doktor Schiwago* wird vom sowjetischen Schriftstellerverband verboten und erscheint 1957 in Italien bei dem linksradikalen Verleger Feltrinelli. Auch wenn es für deutsche Ohren noch ungewohnt klingt, »1968« hat mit dazu beigetragen, die totalitären Parteiherrschaften in den Ländern des Ostblocks zu unterminieren – nicht im Sinne der Befürwortung eines Krieges gegen die Sowjetunion, wohl aber als theoretische Dekonstruktion des Weltkommunismus. Diese antikommunistische Seite von »1968« ist in Deutschland mit der Territorialisierung des Kommunismus und dem Mythos des Antifaschismus »1968« nicht so gut erkennbar wie in anderen Ländern, und dies macht die Diskussion über »1968« in der BRD oft schief. Käme sie mehr in den Blick, so würde man vielleicht bemerken, daß »1968« eine Etappe im noch offenen Prozeß der Bildung einer neuen Linken war, die sich radikal von der vorgängigen Emanzipationsgeschichte der alten Linken absetzte.²³

Die theoretische Dekonstruktion des Kommunismus läßt sich an der Differenz von *Neuer Linker*, *nouvelle gauche*, *new left* einerseits und dem Wertehorizont der altlinken Emanzipationsgeschichte verdeutlichen. Was war die alte Linke? Ich gebe nur Stichworte: Altlinks war der Arbeiterbewegungsmarxismus, der Primat der Ökonomie, der Kollektivismus, die Dogmatisierung des Erbes revolutionärer Theorie. Die alte Linke stabilisierte sich in ihren zwillingsantagonistischen Organisationen der sozialdemokratischen und kommunistischen Parteien sowie den Gewerkschaften, die vor und nach dem Ersten Weltkrieg ihr Profil gewonnen hatten. Bei den neulinken Essentials handelte es sich um direkte Gegenpositionen. Ich nenne nur drei Bereiche: Neulinks wurde der altmarxistische Glaube an die Geschlossenheit der Organisation als Bürokratisierung kritisiert. Kritik der Macht, gerade auch Kritik der Machtstrukturen in linken Organisationen war das erste Essential. Zweitens: Neulinks war, Kultur als ein Feld politischer Kämpfe zu definieren, das der Tendenz nach wichtiger wurde als das Feld der Ökonomie. Drittens: Neulinks war, dem Marschkolonnenkollektivismus altlinken Typs einen libertären Individualismus und die Idee autonomer, sich selbst verwaltender Gruppen entgegenzusetzen. – Machtkritik, Kulturrevolution, Individualismus, so kann man das Neue an der neuen Linken zusammenfassen. Die neulinken Ideenfabriken der späten 50er und frühen 60er Jahre, das sind winzige Dissidentenzirkel von Leuten, die an der alten

23 Zu den hellsichtigen Zwischenrufen gehört zum Beispiel Günther Nennung: Kameradschaftsbund 68 oder Dritte Aufklärung. In: Freitag, 19/1993, S. 9.

Linken genausoviel auszusetzen hatten wie am Kapitalismus. Für Frankreich hat Ingrid Gilcher-Holtey dies sehr gut recherchiert.²⁴ In England war Birmingham ein Zentrum der *new left*; in den USA spielt die Westküste eine besondere Rolle.

Machtkritik, Kulturrevolution, Individualismus – in der Reflexion dieser Themen bilden sich in den 60er Jahren Figuren modernitätsskeptischer und postmoderner Denkweisen aus. »1968« ist auch eine postmoderne Revolte. Nicht als feuilletonistisches Beliebigkeitsadjektiv, sondern in einem präzisen und seriösen Sinn bedeutet »postmodern« keine Epoche, die an die Moderne anzuhängen wäre oder die es einzuläuten gelte, sondern umschreibt wohlverstanden einen Modus des Denkens, der sich auf verschiedene Weisen der Moderne, sich selbst zu begreifen, richtet. Postmoderne Reflexion löst nichts ab, substituiert nichts, ist kein funktionales Äquivalent, sondern nimmt Modernität so in den Blick, »als ob« es sich beim Projekt der Moderne um ein endliches, überschaubares Ensemble hergestellter und geglaubter Wirklichkeiten handle. Dieser Reflexionsmodus impliziert nicht die Behauptung eines Endes von Modernität, wohl aber ermutigt er das Gedankenexperiment zu wagen: nehmen wir an, das was an Modernität bekannt ist, wäre schon die Hauptsache gewesen, und wir wären in der Situation, uns aus Vorliegendem und Erfahrenem eine Moderne auswählen zu können. Modernistische Ideologien waren in der Systemkonkurrenz für die USA ebenso fundierend wie für die SU.

Der postmoderne Fiktionalismus des »als ob« richtet sich auf das endliche und begrenzte Repertoire der verschiedenen Modernen, die Europa hervorgebracht hat und deren Überbietung sich in politisch-moralischer Perspektive verbietet. Daher vermag sich postmodernes Denken an geschichtliche Erwartungen und Erfahrungen zu binden, die integraler Bestandteil der Moderne sind und so eine ethische Problematisierung einleiten können. Postmodernes Denken macht »Archipel Gulag«, »Auschwitz« und »Hiroshima« zu Geschichtszeichen der Moderne. Es handelt sich um Modernitätskatastrophen, weil sie dem europäischen Selbstbild entsprechend nicht von primitiven unterentwickelten Völkern, sondern von Kollektiven ins Werk gesetzt wurden, die auf die geistige Höhe ihrer Kultur stolz sein mußten und es ja auch waren.²⁵ Die Perversion von Progressivität im »Archipel Gulag«, der Bruch der zivilisatorischen Kontinuität in »Auschwitz« und das Verschwinden der Verantwor-

24 Vgl. Ingrid Gilcher-Holtey: »Die Phantasie an die Macht«. Mai 68 in Frankreich. Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1995. vgl. dazu auch meine Rezension in der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 4/1996, S. 766 f.

25 Vgl. meine Präzisierung von Moderne und Postmoderne in: Wolfgang Eßbach: Das Formproblem der Moderne bei Georg Lukács und Carl Schmitt. In: Metamorphosen des Politischen. Grundfragen politischer Einheitsbildung seit den 20er Jahren. Hg. v. Andreas Göbel/Dirk van Laak/Ingeborg Villinger. Berlin: Akademie-Verlag 1984, S. 137 ff.

tion in »Hiroshima« bilden den Horizont für die ethische Reflexion der Moderne. Sie stellt rationale Verwaltung, Systemdifferenzierung in Ökonomie, Politik, Recht und Kultur, die Standardisierung von Lebensmustern und die Institutionalisierung des Lebenslaufs als Errungenschaften der Moderne in Frage. Im neulinken Milieu entsteht ein postmodernes Denken, das Machtkritik, Kulturrevolution und Individualismus als ethische und politische Konsequenz der Modernitätskatastrophen des 20. Jahrhunderts begreift. Durch alle feuilletonistischen Verkürzungen des Postmoderne-Begriffs hindurch wittern Altlinke bis heute, daß postmodernes Denken eine entschieden antitotalitäre Dimension hat.

»1968« war eben keine Revolution wie die von 1848 oder 1919, bei denen soziale Klassen mit ihrer Geschichte und ihren Interessen beteiligt waren, sondern eine Revolte, ein Aufbegehren, das sich in vielem von der alten Welt des europäischen Emanzipationsdenkens verabschieden wollte. »1968« waren alle Motive der Kritik an der Rationalität der Moderne präsent. *La pensée 68*, das Achtundsechziger-Denken, so nennen zum Beispiel Luc Ferry und Alain Renault jene Theorien, in denen die postmodernen Themen vom Ende der Philosophie, der Auflösung der Idee der Wahrheit, des Historizismus, des Antihumanismus usw. elaboriert wurden.²⁶ Wer genau liest, wird feststellen, daß die wichtigen postmodernen Themen den Sixties entsprungen sind.

Nach Deutschland kommt der Terminus »postmodern« am 29. Juni 1968, als Leslie A. Fiedler in Freiburg auf dem Symposium des Amerikahauses und des Instituts für Atlantische Studien der Universität von Massachusetts in Verbindung mit der Albert-Ludwigs-Universität seinen berühmten Vortrag *Cross the border – close the gap: the case for post-modernism* hält. Für das Schicksal der Postmoderne in der Bundesrepublik wäre es interessant zu untersuchen, warum damals alle Versuche, die Debattenbeiträge, die sich in *Christ und Welt*, im *Merkur* und anderswo entwickelt hatten, zu edieren, gescheitert sind. Fiedlers Kontrahent in Freiburg war Martin Walser, der damals dabei war, sich an der *Deutschen Kommunistischen Partei* zu orientieren. Fiedlers Impuls war, den altradikalen Heroismus des modernen Dichter- und Intellektuellenselbstbildes nach dem Modell von Thomas Mann, aber auch von Jean-Paul Sartre zu dekonstruieren, indem er den antiautoritären Mutterwitz der Popularkultur als ein Ferment einführte, und zwar durchaus auch gegen den Marxismus, den er als eine konservative Macht einschätzte.

26 Vgl. Luc Ferry / Alain Renault: *La Pensée 68. Essay sur l'antihumanisme contemporaine*. Paris: Gallimard 1985. Der Titel der deutschen Übersetzung verschweigt, daß es sich um ein Buch über »68« handelt: Dies.: *Antihumanistisches Denken gegen die französischen Meisterphilosophen*. München: Hanser 1987.

Die postmoderne Dekonstruktion des Kommunismus und die anti-westliche Politik, diese zwei Seiten internationaler Solidarität, sie wurden untergründig von der Sehnsucht nach dritten Wegen und dritten Welten gespeist, die das kurze 20. Jahrhundert von 1917 bis 1989 hervorgebracht hat.²⁷ Diese Internationalisierung fand noch in den Strukturen der bipolaren Weltordnung des Kalten Krieges statt, und die Anstrengungen der sowjetischen Seite, den Protest zu funktionalisieren und zu unterwandern, waren beträchtlich. Aber die 60er Jahre sind trotz der Unterstützung Nordvietnams durch die Sowjetunion auch der Beginn des Zerfalls des Weltkommunismus. Auf der anderen Seite verlangten der Westen und seine US-amerikanische Führungsmacht einen Burgfrieden, in dem die Regierenden auch nicht jeden Tag mit der Verfassung unter dem Arm herumlaufen konnten und wollten, wie ein Bundesminister einmal bemerkte. Die innerstaatliche Feinderklärung war für Systemkritiker eine stete Gefahr.

Zusammenfassend wird man urteilen können: Nach Jahrzehnten der Ausbeutung des Werts internationaler Solidarität durch imperiale Interessen hat »1968« eine Linie eröffnet, moralische Haltungen in weltgesellschaftlichen Zusammenhängen zu erproben, an die die diversen internationalen Bewegungen oder, in heutigen Worten gesagt, internationale Netzwerke von Umweltgruppen, Frauengruppen, Menschenrechtsgruppen und andere, die sich für die Verbesserung von Zuständen in weit entfernten Ländern engagieren, angeknüpft haben. Diese Linie ist keine mehr, die Deutschland eigen wäre, man könnte hier von einer Ent-Nationalisierung der Wertedebatte sprechen. Ob sie im viel zitierten Zeitalter der Globalisierung oder dem Kampf der Kulturen angesichts weltweiter Migrationprozesse gut vorbereitet, wäre ein anderes Thema.

27 Grundlegend ist: Thomas Keller: *Deutsch-französische Dritte-Weg-Diskurse. Personalistische Intellektuellendebatten der Zwischenkriegszeit*. München: Fink 2001; vgl. auch Joachim Fischer: *Der Dritte. Zur Anthropologie der Intersubjektivität*. In: *wir / ihr / sie. Identität und Alterität in Theorie und Methode*. Hg. v. Wolfgang Essbach. Würzburg: Ergon 2000, S. 103–136.